Abend-Ausgabe

Berliner Neueste Nachrichten
erscheinen 12mal wöchentlich. Die Abonnenten erhalten 8 Gratisbeilagen:
1. Deutscher Hausfreund, wöchentlich. 2. Die Hausfrau, wöchentlich.
3. Landwirthsch. Nachrichten, wöch. 4. Verloosungsblatt, 10tägig.
5. Illustr. Modenblatt, monatlich. 6. Producten- und Waaren-Markt-Bericht, wöchentlich. 7. Humoristisches Echo, wöchentlich.
8. Deutscher Rechtsspiegel, Sammlung neuer Gesetze, resp. Urteil.
Redaction und Expedition: Berlin SW Königgrätzer Straße 41/43

Telegramm-Adresse: Publicatio
Fernsprech-Anschluß: für die Redaction: Amt VI. No 4369
" " Expedition: " VI. No. 80

Berliner Neueste Nachrichten

Unparteiische Zeitung

Abonnementspreis pro Quartal:
bei allen Deutschen Post-Anstalten . . . . Mk. 3.09
in Berlin bei den Spediteuren } wenn 1mal täglich gestellt Mk. 3.00
frei in's Haus } " 1 " " Mk. 4.40

Insertionspreis:
für die 6 gespalt. Zeile 40 Pfg., für die 4 gespalt. Petitzeile Mk. 1.25.
Annoncen-Annahme in den Expeditionen: Königgrätzer Str. 41/42, Charlottenstr. 28, Alexandrstr. 125, Neue Promenade 6 und durch die Firma Rudolf Mosse sämtlich und deren sämmtliche Filialen.

Nachträgliche Honoraransprüche werden nicht berücksichtigt und unbenutzte Einsendungen nicht aufbewahrt.

16. Jahrg. Nr. 374 Verlag: Deutscher Verlag (Ges. m. b. H.) Dienstag 11. August 1896 Chef-Redakteur: Hugo Jacobi 16. Jahrg. Nr. 374

Politischer Theil

Tages-Uebersicht

Berlin, 11. August

In Frankreich sind die Senatoren und Deputirten nach einer recht unfruchtbaren Session in die Ferien gegangen. Zwei Ministerien wurden im Laufe derselben gestürzt, ein drittes retirte nur mit Mühe durch ein geschicktes Manöver das Leben, es fehlte in der Kammer nicht an aufregenden Debatten, heftigen Interpellationen, lärmenden Zwischenfällen, ja es kam sogar zeitweilig zu einem recht ernsten Konflikt zwischen Kammer und Senat, aber das Endresultat war recht mager, denn nicht ein einziges wichtiges Gesetz wurde geschaffen, nicht eine einzige Reform angebahnt, welche das Land für die Monate lang andauernden parlamentarischen Wirren entschädigt hätte.

Die Session begann gleich mit dem Sturze des Ministeriums Ribot. Die Radikalen und Sozialisten welche schon verschiedene vergebliche Versuche gemacht hatten, das gemäßigte Ministerium aus der Welt zu schaffen, versuchten schließlich ihr Glück mit einer „Tugendfrage". Die Südduhn-Affaire bei der verschiedene Deputirte betheiligt waren, wurde wieder aufs Tapet gebracht eine strengere gerichtliche Untersuchung in der Angelegenheit verlangt und die Regierung, die in dieser Forderung einen versteckten Tadel erblickte, zog sich zurück, nachdem die Majorität der Kammer eine in diesem Sinne abgefaßte Tagesordnung angenommen hatte.

Jetzt kam das radikale Ministerium Bourgeois an das Ruder und zwar dieses Mal ohne Beimischung gemäßigter Elemente. Die eigentlichen Radikalen sind in der Kammer in der Minorität und verfügen mit Einschluß der Sozialisten über 200 Stimmen, man hielt daher das Ministerium Bourgeois Anfangs für völlig lebensunfähig. Es war jedoch hierbei übersehen worden, daß sich zwischen den eigentlichen Radikalen und den gemäßigten Republikanern in der Kammer eine Gruppe von etwa 100 Deputirten befindet, die beständig hin- und herschwanken, bald mit den Gemäßigten, bald mit den Radikalen stimmen und daher in sehr vielen Fällen bei den Kammerbeschlüssen den Ausschlag geben. Dank dieser Gruppe — in der übrigens auch Freunde und Anhänger Bourgeois sitzen — gelang es Letzteren nach und nach, seine Stellung zu befestigen und sich dann Monate lang im Sattel zu halten. Es kam hinzu, daß Bourgeois anfangs den Angriffen der Gemäßigten auszuweichen suchte, indem er mit den angekündigten Reformen noch etwas zurückhielt und sich darauf beschränkte, durch Veranlassung einer scheinbar eingehenderen Untersuchung der Südduhn-Affäre und die Verhaftung des berüchtigten Panamahelden Action sich auschließlich dem sog. „Reinigungswerk" zu widmen. Dadurch gelang es ihm einerseits vorläufig seine Freunde, die Radikalen zu beruhigen, andererseits aber auch die Gemäßigten in Schach zu halten, da diese jetzt fürchteten, sich durch Angriffe gegen das Ministerium dem Verdacht auszusetzen, daß sie das von ihm unternommene „Reinigungswerk" verhindern wollten. Als aber dann Bourgeois gedrängt von seinen Anhängern, den Radikalen, die erste wichtige Reform in Angriff nahm und die Kammer seinem im Grunde recht gemäßigten und vernünftigen Einkommensteuer-Entwurf vertagte, da war es bald mit der Waffenruhe zu Ende. Dieser Einkommensteuer-Entwurf war den gemäßigten Republikanern ein Dorn im Auge. Sie wagten aber in der Kammer aus Rücksicht für die öffentliche Meinung, welche eine Steuerreform schon lange dringend verlangte, denselben nicht von der Hand zu weisen, und so kam es denn, daß der betreffende Entwurf im Einzelnen zwar verworfen, im Prinzip aber angenommen wurde. Da die Regierung sich hiermit vor der Hand begnügt hatte, mußte ein anderer Ausweg gefunden werden, die Regierung mußte mit derselben ihr Steuerprojekt aus der Welt zu schaffen. Der Senat wurde zu Hilfe gerufen und ihm gelang es, das Ministerium über eine Frage der auswärtigen Politik zu Fall zu bringen, bezüglich der die Kammer ihm einige Tage vorher ein Vertrauensvotum abgegeben hatte.

Gerade so wie einige Monate früher eigentlich ganz ohne Grund ein radikales Ministerium mit den Regierungsgeschäften betraut worden war, wurde jetzt wieder ein gemäßigtes Ministerium mit Möline an der Spitze berufen. Das Erste, was das neue Kabinet that, war natürlich, daß es den Steuerreformplan des früheren ad acta legte und einen völlig anderen ausarbeitete, wodurch es aber gleichzeitig zu erkennen gab, daß es in völliger Uebereinstimmung mit dem letzten radikalen Ministerium eine Steuerreform für eine Nothwendigkeit hielt. Statt einer Einkommensteuer wurde jetzt eine Rentensteuer vorgeschlagen, die aber im Lager der radikalen und gemäßigten Republikaner gleiches Mißfallen erregte. Als aber die Regierung kurz vor den Kammerferien ihren Steuerentwurf der Kammer vorlegte, wollten die Gemäßigten trotz ihrer Abneigung gegen denselben um jeden Preis den Sturz des Ministeriums vermeiden. Nach einem zwischen der Kammermajorität und der Regierung getroffenen Abkommen wurde dieser zunächst eine Vertrauens-Tagesordnung votirt, dann eine ganz nebensächliche Bestimmung des Steuerentwurfs abgeändert und damit das ganze Projekt bis auf Weiteres vertagt oder vielmehr völlig begraben. Die Existenz des Ministeriums ist damit bis zur Wiedereröffnung der Kammern für einige Monate gesichert. Was dann geschehen wird, weiß bis jetzt Niemand, aber die Radikalen sind inzwischen schon eifrig an der Arbeit, greifen das Ministerium bereits in ihren Organen aufs Heftigste an, beschuldigen es wie gewöhnlich bald der Begünstigung der Klerikalen bald aller möglichen Komplotte mit den Royalisten, kurz suchen auf alle Weise den Sturz des 37. Ministeriums, seit dem Bestande der dritten Republik, vorzubereiten.

Begreiflicher Weise kommt durch diese parlamentarische Mißwirthschaft in Frankreich wenn auch nicht die Republik, so doch der Parlamentarismus mehr und mehr in Mißkredit und die Deputirten haben es bereits jetzt glücklich dahin gebracht, daß sie im Volke jede Achtung eingebüßt haben. Freilich ist das Volk hier Mitschuldiger — denn die Völker haben auch die Parlamente, die sie verdienen; sind doch die Deputirten die Erwählten des Volkes. Hält man dies aber den einzelnen Franzosen vor, so zucken sie die Achseln und rufen verzweifelt aus: „Que faire!" Das Unheilvolle des parlamentarischen Lebens in Frankreich liegt allerdings darin, daß die Wähler in den meisten Fällen gar nicht die Vertreter ihrer freien Wahl in die Kammer senden, sondern daß Wahlkomitees ohne eigentliches Mandat in den verschiedenen Arrondissements Kandidaten, die oft aus ganz anderen Gegenden kommen und den Wählern fremd sind, den sämmtlichen aufspringen und daß diese dann unter den aufgestellten Kandidaten, von den ihnen eigentlich kein zusagt, dem ihre Stimme geben, der ihnen am Wenigsten mißfällt. Die so gewählten Deputirten, gleichviel welcher Richtung, die auf diese Weise fast ausschließlich den betreffenden Wahlkomitees ihre Macht verdanken, haben natürlich, im Palais Bourbon angelangt, vor allem das Wohl und die Interessen der Mitglieder ihrer Wahlkomitees" — ihrer sogenannten „grands électeurs" — im Auge und suchen je nachdem ein radikales oder gemäßigtes Ministerium ans Ruder zu bringen, nicht etwa um ihren politischen Ansichten Geltung zu verschaffen, sondern einzig und allein, um von dem Ministerium ihrer Parteischattirung für ihre „grands électeurs", ihre Verwandten und Bekannten, möglichst viele Vergünstigungen aller Art, einträgliche Stellen u. s. w. zu erwirken. Alles andere ist den Deputirten Nebensache, jeder verspricht vor der Wahl alles Mögliche, um nur gewählt zu werden, viele machen ihre wahre Vorteilrichtung, um nur auf diese Weise durchzuschlüpfen. Sie erklären sich dann später in der Kammer die Zersplitterung der Mehrheiten, die Unklarheit der Programme die oft sich völlig widersprechenden Abstimmungen und die endgiltige Unfruchtbarkeit der parlamentarischen Arbeit. Es kommen allerdings noch manche andere Umstände hinzu, welche zu den jetzigen parlamentarischen Mißverhältnissen beigetragen haben, es liegen vor allen Dingen jetzt in Frankreich die Männer mit ausgeprägten Ideen und der nöthigen Energie die unter den zerstreuten Elementen in der Kammer nach der einen oder andern Richtung hin Ordnung zu schaffen müssen, an der Spitze einer geschlossenen Partei marschiren und mit dieser stehen und fallen. Auch die Persönlichkeit der Republik haben bisher nicht verstanden, von den ihnen verfassungsmäßig zustehenden Rechten und Befugnissen in ausgiebiger Weise Gebrauch zu machen. Sie haben sich seit dem 16. Mai Mac Mahons immer gescheut zur Auflösung der Kammer zu schreiten, obgleich oft nur durch solche die Situation geklärt, die aus dem neuen Wahlkampfe siegreich hervorgehende Partei gestärkt und damit der mit derselben sich im Einklang befindlichen Regierung eine dauernde Existenz gesichert werden konnte. Doch das kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Das Grundübel des heutigen parlamentarischen Regimes in Frankreich liegt, wie gesagt, in der Art und Weise, wie sich dort die Wahlen vollziehen, die zahlreiche Wähler überhaupt ganz von der Wahlurne fern hält und andererseits beständig neue Leuten, die in dem Deputirtenmandant nicht nur ein einträgliches Geschäft sehen, den Eintritt in die Kammer einfach unmöglich macht. Hier muß zunächst der Hebel angesetzt werden, wenn man in Frankreich ernstlich eine Besserung herbeiführen will und vor Allem durch eine Abänderung des jetzigen Wahlmodus dem Cliquenwesen und der Kirchthurmpolitik ein Ende gemacht werden.

Es wäre übertrieben zu behaupten, daß durch die jetzige parlamentarische Mißwirthschaft der Republik eine direkte Gefahr droht und daß den Prätendenten des Hauses Orleans oder den Bonapartes dadurch der Weg geebnet wird. Diese Prätendenten, die so unpopulär wie möglich in Frankreich sind, haben, soweit man jetzt sehen kann, nicht die geringsten Aussichten. Wohl ist aber zu befürchten, daß das Volk — wie es s. Z. schon während der Boulangistischen Periode das Miene machte — dem parlamentarischen Regime den Rücken kehrt, einen Präsidenten verlangt, der nicht mehr wie bisher aus den Kammern, sondern direkt aus dem Volke hervorgeht und diesem Minister zur Seite stellt, die ihm und nicht mehr den Kammern verantwortlich sind. Das würde das Ende der parlamentarischen Republik bedeuten, denn damit würde der Diktatur Thür und Thor geöffnet.

Aus Pretoria, 10. August, 9.25 Abends, ist uns das folgende in der Nacht hier eingelaufene Kabeltelegramm zugegangen:

„Der deutsche Generalkonsul in Kapstadt, Herr von Schuckmann, beabsichtigt demnächst einen Besuch in Bloemfontein, Pretoria und Delagoabai. Hauptmann von Sack, von der deutsch-südwestafrikanischen Schutztruppe, ist auf der Reise in die Heimath über Kapstadt und Pretoria vom Präsidenten Krüger empfangen worden, der an den Mittheilungen seines Gastes das größte Interesse nahm. Der „Volksstem" veröffentlichte in der vorigen Woche einen Brief eines der in Damara-Land angesiedelten Buren, laut welchem im Gegensatz zu jüngsten Berichten diese Leute mit ihren Regierern und ihrer Lage durchaus zufrieden zu sein scheinen." (Contrary to certain rumours these people seem to be satisfied with these rulers and condition.)

Unter der Ueberschrift „Regierungsschwierigkeiten" schreiben die „M. N. N.", die die kurze Anwesenheit des Herrn Reichskanzlers in München informatorisch verwerthet zu haben scheinen:

„. . . Der Reichstag besitzt keine geschlossene Majorität. Ebensowenig konnte es unter den gegebenen Verhältnissen der Regierung gelingen, sich eine kompakte Majorität aus verschiedenen Elementen auf die Dauer zu sichern. Die zwei größten Parteien, das Zentrum und die Konservativen, sind die Hauptfaktoren, die bei Bildung einer Majorität in Betracht kommen müssen, um so mehr, als die Zersplitterung auf der Linken, dank der Oppositionslust der radikalen Theile, eine Zusammenarbeitung dieser Seite des Hauses bisher ausschließlich gemacht hat. Das Uebermaß der agrarischen Bewegung hat den ersten Anstoß zu einer Entfältung zwischen der Regierung und ihrer früheren treuen Stütze, den Konservativen, gegeben. Diese Entfältung besteht auch noch heute fort und es hat keinen Anschein, als ob die nächste Zeit hierin eine Aenderung bringen könnte. Bei dieser Sachlage ist das Zentrum in den Vordergrund gerückt und die Regierung hat seine Unterstützung in Fragen unserer nationalen Entwickelung und des Ausbaues unserer Wehrhaftigkeit zu Wasser und zu Land dankbar acceptirt, man darf getrost sagen lauter so nicht. Weitsichtige Politiker, die zwar vom Augenblick zu nehmen pflegen, was er bietet, aber die Entwickelung der Dinge immerhin von größeren Gesichtspunkten aus zu betrachten gewohnt sind, verbeamtlichen sich jedoch die Gefahren nicht, die in der Anlehnung an das Zentrum für eine nationale Entwickelung der deutschen Politik liegen, und sehen die Zeit voraus, wo der Ultramontanismus seine Gegenrechnung stellt.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, befinden wir uns bereits im Anfang dieses Stadiums. Hierin liegt unseres Erachtens eine der Hauptschwierigkeiten für den jetzigen Leiter der deutschen Politik, bei nicht gesonnenen, keine Vergangenheit auf Kosten kurzzeitiger Erfolge zu verleugnen. Man muß gestehen, daß Fürst Hohenlohe bisher dem Ultramontanismus keine Prinzipien geopfert hat, und man darf wohl auch die Zuversicht haben, daß er es auch in Zukunft nicht zu thun gedenkt. Einen modus vivendi mit dem Zentrum wird er allerdings sich erhalten müssen, insoweit als das Zentrum bereits sein Entgegenkommen für die nothwendige Verstärkung unserer militärischen Macht dokumentirt hat. Es ist charakteristisch für die Beurtheilung der Situation, daß der Vertrauensmann der Zentrums gerade der Mann geworden ist, welcher nach dem Kanzler der erste Leiter unserer auswärtigen Politik ist. Seine parlamentarische Gewandtheit befähigt ihn ja allerdings zu einer Vermittlerrolle in hohem Grade. Weitere Schwierigkeiten liegen auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik und in der Abwehr der destruktiven Elemente. Hierzu treten noch Hindernisse anderer Art. Es ist bekannt, daß die Frage der Militärstrafprozeßordnung eine fast unüberbrückbare Kluft in höheren Kreisen geschaffen hat. Die Frage wird im Dezember wieder akut werden. Fürst Hohenlohe ist ein energischer Vertreter des freiheitlichen Ausbaues der Militärstrafprozeß-Ordnung auf Grundlage der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens und hat sein Verbleiben im Amte von der Lösung der Frage in diesem Sinne abhängig gemacht. Wie wir hören, besteht zur Zeit alle Aussicht, daß die Frage auch eine befriedigende Lösung findet und dem Reichskanzler die Möglichkeit bietet, eine Krise weiterer, mißlicherer Pläne, die er sich in der sommerlichen Ruhepause zurecht gelegt, einer Verwirklichung entgegenzuführen."

Wir glauben kaum, daß die Frage der Militärstrafprozeßordnung erst „im Dezember" wieder akut werden wird. Wäre Fürst Hohenlohe der Lösung dieser Frage in seinem Sinne nicht jetzt schon sicher, so würde er es zweifellos für richtiger halten, daß dem bekanntlich schon zu Anfang November sich wieder versammelnden Reichstage ein anderer Kanzler gegenübertritt.

In der „National-Zeitung" lesen wir:

„In einem Hamburger Blatte ist die Mittheilung aufgetaucht, daß in den amtlichen Kreisen jetzt nicht mehr ein Tatsächlich als Ursache des Unterganges des Kanonenboots „Iltis" angesehen werde. Dadurch ist in der Presse von Neuem mehrfach Verwunderung und Mißbilligung darüber hervorgerufen worden, daß über das am 23. v. M. erfolgte Schiffsunglück bisher noch kein näherer Bericht, welcher die Ursache und den Verlauf der Katastrophe klarstellt, veröffentlicht worden ist, obgleich durch Benennung der 12 Ueberlebenden ein solcher doch ohne Zweifel in Tsichfu erlangt werden ist. Andeutungen verneinlich oder wirklich offiziöser Art, daß eine telegraphische Uebermittelung als zu kostspielig unterbleibe, rufen natürlich Widerspruch hervor; nach einem derartigen Unglück wird das Deutsche Reich, welches beispielsweise für die Umzugskosten eines Botschafters von München nach Wien mehr als 20000 Mk bezahlt, doch wohl einige tausend Mark für die telegraphische Uebermittelung wenigstens der Hauptpunkte des Berichts erschwingen können, zumal angegeben wird, daß das dreischiffe Eintreffen desselben sich bis Mitte September verzögern würde. Ueberdies fand sich die in der ersten Mittheilung an die Zeitungen enthaltene Angabe, daß der „Iltis" in einem Taifun untergegangen sei, weder in der veröffentlichten dienstlichen Meldung des Kommerzadmirals Prinz noch in der Rede des Kaisers. Die Marine-Leitung wird zum Mindesten nicht eine baldige amtliche Erklärung darüber unterlassen können, warum der Bericht über den Unglücksfall sich so sehr verzögert und wann er zu erwarten ist."

Der Staatssekretär Admiral Hollmann hat sich zum Vortrag nach Wilhelmshöhe begeben, vielleicht steht dieser Vortrag mit der zu erwartenden Veröffentlichung in Zusammenhang.

Dieser Tage haben wir einer von betheiligter Seite kommenden Klage darüber Raum gegeben, daß die Bestimmungen des deutsch-österreichischen Handelsvertrages durch die Zollbehörden unseres Nachbarreiches willkürlich ausgelegt werden und daß manche Punkte des österreichischen Zolltarifes mit den vertragsmäßigen Vereinbarungen sich nicht in Einklang bringen lassen. Ein

---

Feuilleton

Der Geist*)

Es war ein schmerzlicher Anblick, diese kleine Gruppe, welche aus drei unglücklich und traurig aussehenden weiblichen Wesen bestand, deren Mittelpunkt Frau Cervin bildete. Sie war eine Frau von schöne, stattlicher Form. Mitte der Zwanziger, also noch jung. Und dennoch hatten Kummer, Unglück und Krankheit ihren zerstörenden Stempel auf die bleichen Züge des jungen Weibes gedrückt. Die beiden anderen Damen waren ihre jüngere Schwester Olivia und ihre Cousine Erna Bartels. Beide schienen schmerzlich bewegt durch die Wendung, welche die Unterhaltung plötzlich genommen.

„Es ist durchaus nöthig," sagte Frau Cervin, „daß ich mit Euch über diese Dinge spreche, seid Ihr doch meine nächsten und einzigen Verwandten!"

„Ach laß das doch sieber," bemerkte Erna. „Man soll das Unglück nicht an die Wand malen. Denn es ist immer noch Zeit genug, sich darüber zu beklagen. Schwarzseherei verbittert einem nur das Leben."

„Oh, mein Leben war bitter genug, zu bitter! Das weiß Gott! Ich muß aber jetzt an mein Kind denken. Mein kleines süßes Lilli! Sie darf nicht in die Hände ihres Vaters fallen, der so grausam und so herzlos an uns beiden handelte! Wenn mir irgend etwas zustoßen sollte —"

„Sprich nicht so!" bat Olivia mit Thränen in den Augen, während sie die Hand der Schwester zärtlich streichelte. „Du weißt doch, daß Du jetzt viel kräftiger und gesünder bist, als Du es sonst warst."

„Der Tod kann mich schnell von ihr hinwegreißen, aber — oder etwas anderes, etwas, das ich oft fühle, aber nicht auszusprechen wage. Wenn dieser Fall eintreten, wenn Lilli mich verlieren sollte — so dieser Fall — versprich mir, Erna, daß Du für sie sorgen willst! Du bist die Retterin und Vernünftigere! Nimm das Vermögen an Dich, welches ich für sie hinterlasse, und verwende es zu ihrem Besten."

Erna senkte das Haupt und schlug die Augen nieder. Dann flüsterte sie kaum hörbar:

„Ich verspreche es!"

„Und sorge Dir! Und nun will ich eine Vollmacht, ein Testament aufsetzen, in welchem ich Dir nach gesetzlicher Vorschrift Macht über mein Vermögen verleihe. Dann endlich werde ich beruhigt darüber sein, daß mein Kind gut vorsorgt sei."

In diesem Augenblick stürmte die siebenjährige Lilli, ein entzückendes, goldlockiges Weien, zart wie eine Elfe, in das Zimmer. Die großen weißen Kinderaugen schienen vermuthet aus, als ihre Mutter laut aufschluchzend sie inbrünstig in die Arme schloß.

Einige Tage nach diesem Vorgang saß Erna mit Justin Holms im Salon. Der junge Mann war Rechtsanwalt und mit Erna verlobt. Die Hochzeit sollte stattfinden, sobald es die Verhältnisse des Brautpaares erlaubten und Holms eine ausgedehntere Klientschaft besaß.

Kerwin war seiner letzten Zeit wieder sehr krank gewesen. Jetzt war Doktor Marhold bei ihr. Erna wartete gespannt auf den Ausspruch des Arztes. Trotzdem aber sprachen die Liebenden nicht von dem Befinden der Kranken, sondern — wie alle Verliebten — von sich selbst und ihrer Zukunft.

„Es wird im Anfang nicht alles glänzend sein, Erna," meinte Justin Holms. „Schwere, angestrengte Arbeit und schlechte Bezahlung, bis man endlich durch einen schwierigen Prozeß den man gewinnt, einen Ruf erlangen — das ist mein Schicksal. Wenn ich Geld hätte, würde ich sofort meinen Beruf aufgeben und eine Erfindung, die ich gemacht habe, ausbeuten. Dann wäre ich nicht nur in kurzer Zeit berühmt, sondern auch ein reicher Mann! Aber wir sind Hände und Füße gebunden weil ich kein Geld habe."

„Wenn ich Dir nun — zwanzigtausend Mark — leihen könnte," summelte Erna, „ich könnte diese Summe in kurzer Zeit austreiben —"

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und Dr. Marhold trat ein.

Erna erhob sich hastig und ging dem Arzt entgegen.

Mit ernstem Antlitz fragte sie:

„Nun, Herr Doktor, wie finden Sie meine Cousine?"

„Heute etwas besser. Aber ihr Einflüchen ist — leider muß ich das konstatiren — mehr ein geistiges als ein körperliches und das macht den Fall um so schwieriger. Ich kann nur wenig für sie thun. Sie scheint sehr unter einem schweren Kummer und seelischen Schmerzen gelitten zu haben. Es darf ihr keine Gelegenheit gegeben werden, Gedanken nachzuhängen . . ."

„O, Herr Doktor," unterbrach Erna, „ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß wir sehr vorsichtig sind."

„Nein, nein, das ist nicht nöthig," erwiderte der Arzt freundlich, indem er Ernas Hand drückte. „Frau Cervin ist glücklich zu nennen, daß sie sich in so treuer und fürsorglicher Pflege befindet, wie Sie und Ihre Schwester sie ihr widmen."

— —

Ein kurzer Winterlag neigte sich seinem Ende zu. Die Schatten der herrinbrechenden Nacht glitten durch das Fenster und hüllten alles in ihren undurchdringlichen Schleier, während Frau Cervin am Kaminfeuer saß und in dem Zwielicht an so unendlich viele Dinge dachte.

Wie in einem geistigen Spiegel, zog jetzt ihre ganze Vergangenheit an ihrem Auge vorüber. Das trostlose Anblick eines in seiner Blüthe gebrochen, zur Verzweiflung zum Verwelken verurtheilten jungen Lebens. Und er, der all dies Unglück heraufbeschworen — er war ihr Gatte, den sie einst so heiß geliebt und — vielleicht trotzdem noch liebte! Aber das Schlimmste an alledem war, daß die Vergehen dieses Mannes, seine Treulosigkeit, sein Verrath, seine selbstsüchtige, alles zertretende Grausamkeit ihre ganze Lebensfreude zerstört hatten!

Mit fieberhaft glänzenden Augen starrte sie in die rothe Gluth des Feuers. Da ertönte draußen plötzlich ein lauter, entsetzlicher Angstschrei und dann wurde die Thür aufgerissen und Klein-Lilli stürzte herein mit entsetzten, hochtertrübten Gesichtchen. Sie lief ununterbrochen aus, die Augen glänzten feucht.

„Oh, Mama, liebe Mama!" rief sie wild aus, indem sie sich schutzsuchend an ihre Mutter klammerte. „Ich fürchte mich so sehr! Der Geist, ach, der Geist! Ich habe ihn gesehen — draußen im Korridor — ein großer Geist — weiß angezogen — Oh, ich bin so erschrocken! Ich fürchte mich so sehr, so sehr!"

Bortios nahm Frau Cervin an den allen Gliedern zitternde Kind in ihre Arme. Dann hielt sie Lilli von sich weg — wie mit eisernem Griff — als ob sie Riesenkräfte besäße — und dann — dann — schleuderte sie die kleine Lilli heftig zu Boden — —

„Du bist nicht mein Kind!" schrie die unglückliche Frau auf. „Du bist nicht mein Kind! Nenne mich nicht Mama! Ich sagte es ja schon, daß man es mir stehlen würde, und jetzt — ja — jetzt will ich Dich dafür tödten — tödten!"

Lilli war leichenblaß geworden. In sprachlosem Schreck, hilflos, zitternd lag sie am Boden. In herzzerbrechendem, von Todesangst durchbebten Tone rief sie abgebrochen:

„Oh Mama — liebe — Mama — thu' mir nichts! Ich — ich wollte — Dich ja — nicht erschrecken!"

War jene rasende Frau denn wirklich ihre liebe Mutter? Ihre herzensgute Mama, die immer so unendlich lieb, so zärtlich zu ihr gewesen? Nein, nein, es war ihre Mutter! Es konnte ihre sanfte Mutter nicht sein! Es war eine unglückliche Frau, die nicht wußte, was sie that!

Schon war die Wahnsinnige im Begriff, ihre fürchterliche Drohung auszuführen, indem sie einen Stuhl ergriff, um den tödtlichen Schlag gegen das Kind zu führen, als Erna und Olivia durch den Lärm herbeigezogen in das Zimmer stürzten. Mit einem einzigen Blick hatten sie erfaßt, was hier vorgegangen war.

Lange und furchtbar war der Kampf, den sie zu bestehen hatten. Die Folgen dieses Ringens hätten für Erna, wie für Olivia gefährlich werden können, wenn nicht in diesem Augenblick Doktor Marhold auf seinem Krankenbette in das Haus getreten und den beiden jungen Damen zu Hülfe geeilt wäre.

Mit fester Entschlossenheit und dabei doch eine gewisse Sanftmuth zeigend, überwältigte er seine Patientin. Selbstverständlich ergab sich ihm sofort die Macht, welche ihren Verwandten gegenüber nicht gethan hatte. Sie ließ sich von dem Arzt in ihr Zimmer geleiten, wieselbst er verblieb, bis die von ihm betellte Wärterin, auf welche er sich unter allen Umständen verlassen konnte, erschien. Erst seine Thätigkeit als Arzt war in diesem, vom Unglück so schwer heimgesuchten Hause noch nicht zu Ende. Lilli lag im Fieber.

Am nächsten Tage sprach er freiherzig wieder vor und brachte einen zweiten Arzt mit. Beide konnten nur konstatiren, daß Frau Cervins Zustand ein hoffnungsloser sei und die arme, unglückliche Frau wurde in eine Privat-Irrenanstalt gebracht.

— —

Viele Monate sind seit jenem traurigen Vorfall vergangen und das Leben in dem kleinen Hause hat seinen alten, ruhigen Gang wieder gewonnen. Das Kind wird unter Ernas Fürsorge erzogen und freundlich behandelt. In seiner größten Freude erhielt Justin Holms eines Tages von Erna die Summe von zwanzigtausend Mark — das Darlehn, von welchem sie ihm einst gesagt, daß es ihm würde verschaffen können. Jetzt konnte Holms seinen Beruf wechseln. Mit Eifer und unermüdlichem Fleiß ging er an seine Erfindung.

Erna und Olivia boten alles auf, um Lilli zu erfreuen und

*) Nachdruck verboten.